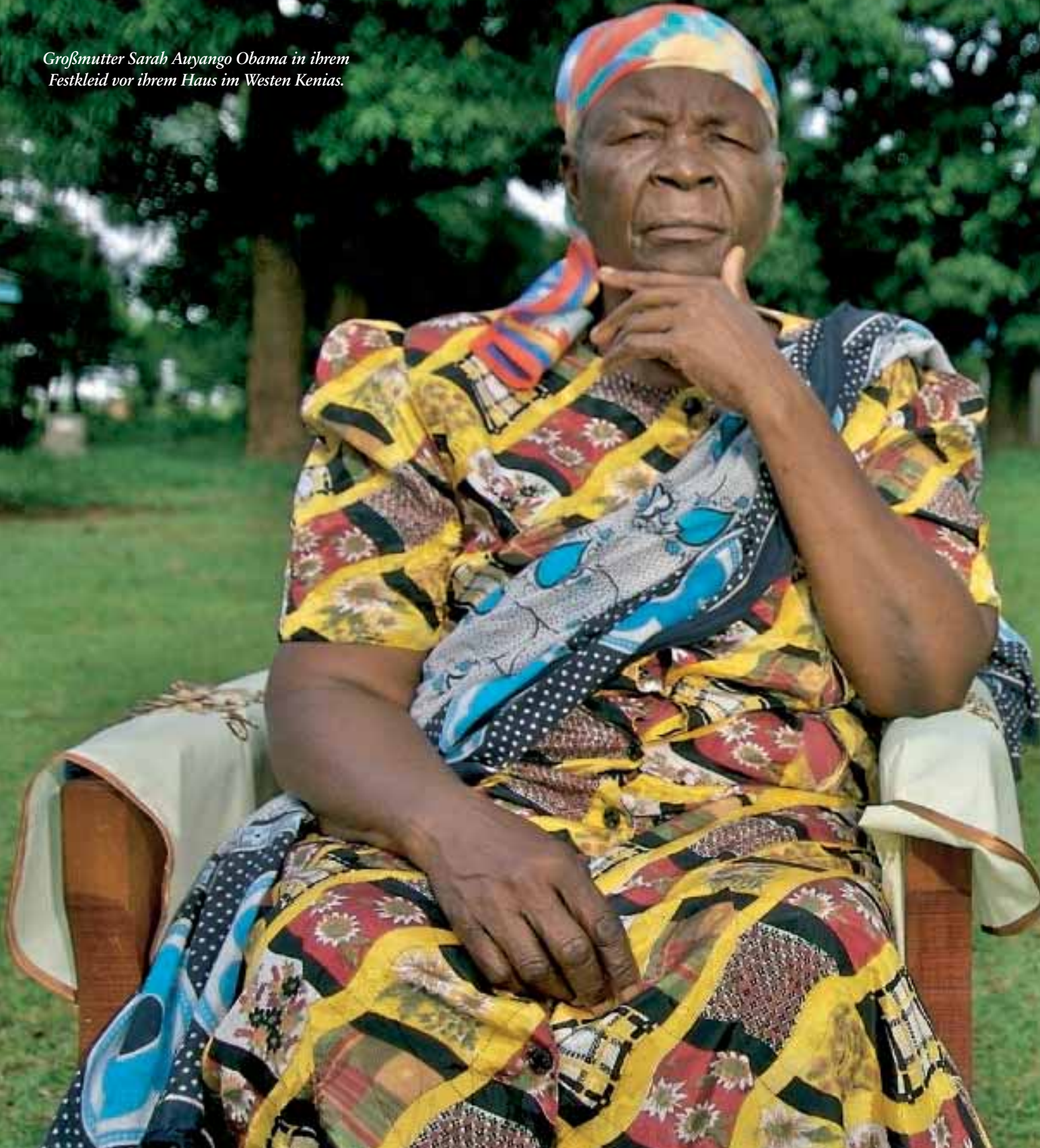


Großmutter Sarah Auyango Obama in ihrem Festkleid vor ihrem Haus im Westen Kenias.





JENSEITS VON AMERIKA

Barack Obama hat gute Chancen, nächstes Jahr als Präsident ins Weiße Haus einzuziehen. Seine Großmutter ist schon mit ihrem kleinen Häuschen in Kogelo, Kenia, zufrieden.

Die Leute im Dorf sagen, das Grab liege direkt auf dem Äquator und der große Mangobaum, der sich schützend darüberbeuge, sei ein Zeichen, dass das Schicksal es immer gut mit den Obamas meinte. Als Barack Obama noch nicht der mächtigste Mann der Welt werden wollte, als er noch nicht einmal Senator von Illinois war, sondern nur ein 21-jähriger Student, packte er seinen Rucksack und flog mit wenig Geld in der Tasche von Chicago nach Nairobi, um die afrikanische Seite seiner Familie kennenzulernen. Aber was der junge Obama zunächst als Urlaub geplant hatte, endete als Selbstfindungstrip in einem abgelegenen westkenianischen Dorf namens Kogelo – am Grab seines Vaters.

Es ist der Sommer des Jahres 1983: Barack Obama sitzt allein vor dem Grabstein, raucht eine Zigarette und redet mit seinem Vater, der zwei Meter tief in roter afrikanischer Erde liegt und keine Antwort gibt. Der Vater hatte die Familie verlassen, als Barack zwei Jahre alt war. Er hatte ihn danach nur noch einmal in den USA kurz wiedergesehen, da war er neun. Obama berührt den mit gelben Kacheln beklebten Stein, nippt an seinem lauwarmen Bier und weint.

Neben dem Grab von Obamas Vater steht das Haus seines Großvaters. Es hat kleine, blau gestrichene Fenster und den Türrahmen füllt eine Frau, deren Erinnerung an jenen

Tag im Sommer 1983 jetzt langsam nachlässt. »Ich weiß nur noch, wie er mich gequält anlächelte, seine Augen versteckt hinter einer schwarzen Sonnenbrille. Sein Vater hatte mir viel von ihm erzählt, er war sehr stolz auf seinen amerikanischen Sohn. Damals konnte ich Barack das erste Mal in meine Arme schließen.« Die Frau im Türrahmen ist Sarah Auyango Obama, Barack Obamas Großmutter.

Sarah Auyango Obama ist mittlerweile 82 Jahre alt und wohnt noch immer in Kogelo. »Selbst ein Blinder findet den Weg zu Mama Sarah«, sagt Gilbert lächelnd, ein junger, kräftig gebauter Bauer, der sich bereit erklärt hat, uns zu ihr zu führen. Wir folgen einem Schotterweg, der gesäumt ist von Eukalyptus- und Mangobäumen. Dahinter kann man, in großem Abstand zueinander, kleine Lehmhütten mit kegelförmigen Strohdächern erblicken. Vor fast jeder Hütte liegt Mais in großen Schalen oder auf Leinentüchern ausgebreitet zum Trocknen in der Sonne. Am Ende der Lichtung: das Backsteinhaus von Mama Sarah.

Kogelo liegt etwa 800 Kilometer westlich von Kenias Hauptstadt Nairobi. Die nächstgrößere Stadt mit einem Flugplatz heißt Kisumu, liegt direkt am Viktoriasee und ist knapp zwei Stunden Autofahrt entfernt. Von der asphaltierten Hauptstraße, die von dort nördlich nach Uganda führt, zweigt eine vom Regen zerfurchte Piste zum Dorf ab und endet nach etwa 20 Kilometern im

Land der Obamas, einer der ärmsten Gegenden Kenias.

Die Bewohner von Kogelo leben vor allem von Ackerbau und Viehzucht. Fließendes Wasser gibt es nur am Fluss, der das Dorf in zwei Hälften schneidet. Über den Baumkronen drehen zwei Kampfadler ihre Runden. Eine Kuh muht. Der Himmel ist wolkenlos, die Sonne brennt auf blasser Haut. »Elektrizität ist hier Gold wert, und Mama Sarah ist die Einzige im Dorf, die sie besitzt«, flüstert Gilbert uns zu, als er schon nach ihr gerufen hat.

Mama Sarah misst höchstens einen Meter sechzig, ihre Haut ist viel dunkler als die des Senators. Die 82-Jährige hält eine Hacke in der Hand, ihre Füße sind nackt. Mama Sarah sagt: »Amosi!«, das heißt »Guten Tag!« in Luo, der lokalen Stammsprache. Dann bittet sie uns höflich, morgen wiederzukommen. Heute müsse sie noch viele Bohnen pflanzen.

Am nächsten Tag empfängt sie uns zum Tee in ihrem Wohnzimmer; ein paar Holzstühle und ungefähr 30 gerahmte Familienfotos, die alle etwas schief an den Wänden hängen. Der Raum sieht aus wie ein improvisiertes Museum über den sozialen Aufstieg der Obamas. Auf einem blauen Wahlplakat mit den dicken Lettern »OBAMA« und »SENATOR« zeigt ihr Enkel sein Gewinnerlächeln. Obama hat es signiert: »Hello Grandma Sarah! I love you! Barack.«

Mama Sarah deutet auf das Porträt eines Mannes mit einer Hornbrille und Händen,



*Das Foto in der Mitte entstand 1983:
Es war Barack Obamas erster
Besuch bei seiner Großmutter Sarah. Sie hütet
die Bilder wie einen Schatz.*

die zum Gebet gefaltet sind. »Das ist mein Sohn, Barack Obama senior, ein sehr intelligenter und wissbegieriger Mann«, erklärt sie voller Stolz. Er ist der Vater des Senators und der Erste aus der Familie, der die Heimat verließ. Er studierte in Nairobi und machte mithilfe eines Stipendiums Ende der Fünfzigerjahre an der Universität von Hawaii seinen Abschluss in Wirtschaftswissenschaften. Dort verliebte er sich in seine weiße Kommilitonin Stanley Ann Dunham, sie heirateten, 1961 wurde Barack Obama junior geboren. Mischehen waren in den USA damals etwa so häufig wie ein aussichtsreicher schwarzer Kandidat für das US-Präsidentenamt. In den Südstaaten hängte man Schwarze schon, wenn sie eine weiße Frau nur angrinsten. Mama Sarah sagt: »Ich habe in einer Hütte in Kenia einen zum Islam konvertierten Bauern geheiratet und Jahrzehnte später stehe ich vor meinem christlich getauften Enkel und Senator der mächtigsten Nation der Welt.«

Barack Obama selbst schreibt in seiner Autobiografie, *Dreams from My Father*: »Ich habe lange gebraucht, um meine eigene Geschichte zu verstehen. Der Vater auf den Fotos schwarz, dunkler als jeder Mensch in meiner Umgebung, die Mutter weiß wie Milch. Erst nachdem ich am Grab meines Vaters mit ihm sprach, wurde mir klar, dass ich ein Amerikaner mit afrikanischen Wurzeln bin.«

1963 entlässt Großbritannien seine Kolonie Kenia in die Unabhängigkeit. Barack Obamas Vater verließ die junge Familie, kehrte aus den USA nach Nairobi zurück, um als Berater der Regierung zu arbeiten. 1982 starb er bei einem Verkehrsunfall und Mama Sarah begrub ihn neben ihrem Haus. Ein Jahr später traf Barack Obama seine Großmutter zum ersten Mal.

Mama Sarah hat inzwischen aus einer braunen Ledertasche ein Familienalbum hervorgezogen, zeigt Schwarz-Weiß-Fotos: Barack Obama hilft seiner Großmutter, Säcke mit Bohnen und Mais auf den Dorfmarkt zu schleppen, um sie dort zu verkaufen; abends sitzt er mit Nachbarn um ein Lagerfeuer herum, trinkt frische Milch und redet.

Jetzt hält Mama Sarah zwei Farbfotos in der Hand, die sie in der U-Bahn von New York und vor dem Hügel des Kapitols in Washington zeigen. »Barack hat mich für zwei Monate nach Amerika eingeladen und mir gezeigt, wo er arbeitet und lebt.« Ob es ihr gefallen hat? »Der Wind ist kalt und die Züge fahren unter den Häusern«,

GEFAHR IM ANZUG

Im Kampf um die US-Präsidentschaft rückt Barack Obama Hillary Clinton immer mehr auf den Leib.

Um das Viertel zu besuchen, in dem womöglich der künftige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika wohnt, fährt man eine halbe Stunde lang die Autobahn von Chicagos Innenstadt Richtung Süden. Man nimmt die Ausfahrt »103. Straße«, lässt die gigantische Müllhalde und den verseuchten See zur Linken hinter sich, gleitet an verlassenen Stahl- und Zementwerken vorbei. Wenn die Ampeln auf Rot stehen, klopfen Obdachlose an die Fenster der wartenden Autos und fragen nach Kleingeld. Draußen riecht es nach altem Frittierfett.

Dann biegt man in eine Seitenstraße, wo an einem kleinen Park das bescheidene Haus steht, in dem Senator Barack Hussein Obama mit seiner Frau Michelle und den Töchtern Sasha und Malia wohnt. Die Hypothek fürs Eigenheim zahlte Obama erst vor wenigen Monaten ab, mit dem Geld, das er für seine Bestseller *Dreams from My Father* und *The Audacity of Hope* – zu Deutsch *Hoffnung wagen* – bekam.

Chicagos Schwarzenviertel ist ein ungewöhnlicher Wohnort für einen aussichtsreichen Präsidentschaftskandidaten, Obama hätte in jeden Winkel Amerikas ziehen können, um Politiker zu werden. Doch 1985 gab er einen lukrativen Job in New York auf, um für 10 000 Dollar Jahresgehalt als Sozialarbeiter in einem Bezirk zu arbeiten, zu dem auch die berühmte Hochhaussiedlung Altgeld Gardens gehörte. »Niemals wieder habe ich so viel gelernt wie in jenen Jahren«, sagt Obama. Der Pfarrer Alvin Love erklärte Obama damals, wie er dem Viertel und seinen Bewohnern am besten helfen könne. »Da klingelte dieser dürre Kerl an meiner Tür und redete immer davon, dass er die Dinge fundamental ändern wollte. Ich hoffe, er kann damit demnächst beginnen.«

Bevor Barack Obama tatsächlich Präsident wird, muss er noch eine Menge Reden halten und Spenden sammeln, außerdem im Frühjahr 2008 bei den Vorwahlen für die Kandidatur seiner Partei Hillary Clinton schlagen; die Präsidentschaftswahlen folgen

dann im November 2008. An der South Side von Chicago sind sie jedenfalls überzeugt, dass er es schaffen wird. »Er gibt dir – wie heißt das Wort? – Zuversicht«, sagt ein Latino, der dort an einer Tankstelle arbeitet. Und die Kassiererin im Supermarkt nebenan erklärt, sie wolle im nächsten Jahr zum ersten Mal wählen – natürlich Obama.

Nicht nur in Chicago hat die Sympathie für Barack Obama in den vergangenen Wochen und Monaten rapide zugenommen, im ganzen Land sind die Menschen begeistert: Er sei der neue John F. Kennedy, sagt man, der neue Abraham Lincoln oder der neue Martin Luther King. Andere vergleichen ihn mit Muhammad Ali oder Cary Grant. Mit seiner Hochspringerfigur, dem elastischen Gang, den perfekt sitzenden Anzügen und dem stets ein wenig geöffneten weißen Hemd sieht Obama aus wie ein Hollywoodstar.

Besonders attraktiv wirkt er, wenn seine Ehefrau Michelle mit ihm auftritt. Sie hat breitere Schultern und dunklere Haut als er, überragt ihn um einige Zentimeter und macht Witze über ihn wie die Ehefrau aus einer Seifenoper. Es heißt, sie hasse die Politik, aber noch weniger mag sie Niederlagen. Er sagt: »In unserer Familie haben alle ein bisschen Angst vor ihr.« Sie erwidert: »Er ist ein talentierter Mann, aber am Ende ist er auch nur ein Mann.« So lässt Michelle Obama den Kandidaten noch souveräner wirken.

Seit er im Januar seine Kandidatur erklärte, bringt der zuvor weitgehend unbekannte Senator die demokratische Favoritin Hillary Clinton in den Meinungsumfragen und beim Spendensammeln konstant in Bedrängnis; die sechs anderen demokratischen Bewerber um die Präsidentschaftskandidatur sind ohnehin schon so gut wie geschlagen. Dabei unterscheiden sich Barack Obamas Ideen nicht grundsätzlich von denen anderer liberaler Politiker: Er tritt ein für das Recht auf Abtreibung, das Ende ungerechter Steuerersenkungen, eine neue Energiepolitik. Doch er formuliert diese Überzeugungen so, dass sie nicht nur bei Anhängern seiner Partei

*Bei Auftritten wirkt Obama stets
versöhnlich, besonnen und verständnisvoll.
Das gefällt den Amerikanern.*

Widerhall finden, sondern auch beim konservativen Gegner. Obama ist bestrebt, einen neuen Stil – den mitfühlenden Liberalismus – in die politische Auseinandersetzung einzuführenden und so die gesellschaftliche Spaltung der Bush-Jahre zu überwinden. Er sagt: »Ich bin ein linker Demokrat. Aber wenn ein rechter Republikaner eine bessere Idee hat, klaue ich sie von ihm, ohne zu zögern.« Die Folge: Achtzig Prozent der Republikaner halten Hillary Clinton für unwählbar, aber nur dreißig Prozent lehnen Obama komplett ab.

Obama tritt stets besonnen und selbstsicher auf wie ein Arzt, der eine heftige Diagnose stellt, aber den Patienten nicht erschrecken will. Vielleicht hat er diese Methode von seiner Frau übernommen, die als Krankenhausmanagerin täglich mit Ärzten zu tun hat. Selbst als konservative TV-Kommentatoren ihn »Hussein« nannten und behaupteten, er habe in Indonesien eine fundamentalistische Islamschule besucht – er war auf einer religionsfreien Schule –, reagierte Obama gelassen: »Es ist mir eine Freude, die Dinge aufzuklären.« Auf die Amerikaner, denen die Regierung seit dem 11. September Angst vor dem Terror einredet, scheint Obamas Art beruhigend zu wirken.

In den ersten drei Monaten dieses Jahres nahm Obama fast 25 Millionen Dollar an Wahlkampfspenden ein, etwa sechs Millionen mehr als Clinton, von April bis Juli waren es sogar 32,5 Millionen Dollar. Bei seiner Kampagne gingen bislang mehr als 200 000 Kleinbeträge übers Internet ein, doch auch die New Yorker Hochfinanz und Hollywood zeigten sich großzügig. Hillary Clintons Vorsprung in den Meinungsumfragen ist auf wenige Prozentpunkte geschrumpft, ihre Aura der Unbesiegbarkeit verschwunden. Die Vergangenheit holt sie ein, es fällt ihr immer schwerer, ihre Zustimmung zum Irakkrieg zu rechtfertigen. Diesen Krieg hat Obama, der zu Beginn des Feldzugs freilich noch nicht im Senat saß und über nichts abstimmen musste, von Anfang an abgelehnt.



Selbst Menschen, die eigentlich erbitterte Feinde des schwarzen Senators sein müssten, sprechen voller Respekt über Obama. Michael Froman, ein ehemaliger Mitarbeiter Bill Clintons, erklärt: »Nicht weil sie mit ihm übereinstimmen, achten Republikaner Obama, sondern weil sie fühlen, dass er ihre Ansichten ernst nimmt.« Dieser Respekt fußt zu weiten Teilen auf Obamas legendärer Rede auf dem Parteitag der Demokraten vor den Wahlen 2004. Als er, dem Plan seines Beraters David Axelrod folgend, sein Image als Mann der Aussöhnung festschrieb, der über ideologische Grenzen hinausdenkt, weil sein eigenes Leben so außerhalb der Normen ver-

lief: »Blaue Staaten für die Demokraten, rote Staaten für die Republikaner«, rief er damals, »wer so denkt, für den habe ich Neuigkeiten: Auch in den blauen Staaten glauben wir an Gott und auch in den roten Staaten haben wir homosexuelle Freunde!«

Geboren wurde Obama 1961 in Honolulu als Sohn des schwarzen Muslims Barack Obama Sr. aus Kenia und der weißen Christin Stanley Ann Dunham aus Kansas. Stanley – benannt nach ihrem Vater, der sich einen Sohn wünschte – war eine Art Hippie-Mädchen; kurz nachdem sie Obama Sr. an der Universität von Hawaii traf, heiratete sie ihn und bekam einen Sohn. Wenige Monate später ging der Kenianer jedoch nach Harvard, um Jura zu studieren, und zog danach zurück in sein Heimatland. Obamas Mutter nahm ihren Sohn darauf mit nach Indonesien, zu ihrem neuen Mann. Im Alter von zehn kam Barack Obama dann zurück nach Hawaii, wo er bei den Eltern seiner Mutter lebte.

Weil er sich als einer von drei Schwarzen auf einer weißen Schule nicht anerkannt fühlte, probierte Obama als Jugendlicher Hasch und Kokain. Er trank zu viel und interessierte sich für Mädchen, surfte und spielte Basketball. »Bis zu meinem 21. Lebensjahr war ich ein zorniger Junge auf dem Pfad, den so viele Schwarze beschreiten: in die Kriminalität«, sagt er. Cassandra Butts, eine Studienfreundin Obamas, erklärt: »Als Schwarzer wuchs Barack bei seinen weißen Großeltern auf. Er befand sich ständig im Konflikt mit sich und der Umwelt. Daraus entwickelte sich sein Trieb, entgegengesetzte Positionen versöhnen zu wollen.« Es war ein Besuch in Kenia, bei der Familie seines Vaters, der schließlich die Richtung von Barack Obamas Lebens änderte.

Obama Sr. hatte sich als Politiker versucht. Dabei war er nicht nur gescheitert, sondern verlor auch das Vermögen und seine neue Familie. Eine afrikanische Tante erklärte Obama, ihr Bruder sei gescheitert, weil er glaubte, seine kenianische Identität auslöschen zu können. »Wenn jeder zur

Familie gehört, gehört in Wahrheit niemand zur Familie«, sagte die Frau und dieser Satz blieb Obama im Gedächtnis, wie er in *Dreams from My Father* schreibt. Als Hinweis, seine Familie zu achten, aber auch als Metapher für eine erfolgreiche Politik: »Du willst ein Ziel erreichen, opferst dafür Religion, Familie, Eltern, Ideale und stellst fest, dass deine Ideen niemanden mehr mitreißen, weil sie belanglos geworden sind.«

Nach der Rückkehr aus Afrika nahm Obamas Leben Tempo auf: Er besuchte das College in Kalifornien, studierte an der Columbia-Universität in New York und fiel nach seinem Umzug nach Chicago einigen Lokalpolitikern auf, darunter dem Bürgermeister Harold Washington. Obama war schlau, ehrgeizig und idealistisch, er konnte ebenso Karl Marx oder Milton Friedman zitieren wie Obdachlosen Mut zusprechen. Um seine Karriereaussichten zu verbessern, ging er 1988 zurück an die Uni und studierte Jura in Harvard.

Wieder zurück in Chicago begann Obama 1995 mit dem ersten Wahlkampf seines Lebens. Kurz vor der Vorwahl fand er Fehler in den Unterschriftenlisten seiner vier demokratischen Mitbewerber. Als einziger Demokrat im Feld gewann er problemlos einen Sitz im Senat von Illinois. 2004 gelang Obama der Durchbruch in die Bundespolitik und auch diesmal gab es Gerüchte, nicht alles sei sauber verlaufen. Sein Kontrahent war ein Millionär aus dem Norden Chicagos, der über das sechsfache Budget verfügte und in den Umfragen lange mit dreißig Prozent Vorsprung führte. Tage vor der Wahl wurden allerdings Details aus dem schmutzigen Scheidungskrieg des Kontrahenten bekannt; viele vermuteten, Obamas Berater David Axelrod habe sie lanciert.

Doch es war auch Obamas Charisma, das die Wende ermöglichte und ihm die Stimmen der konservativen Landbevölkerung von Illinois einbrachte. »Es war ein Erdbeben«, erinnert sich Mark Blumenthal, damals Berater des unterlegenen Kandidaten. »Alle spürten, dass dieser Kerl etwas besonderes ist. Ich wurde Zeuge, wie die Obama-Welle begann.«

Bisher schmälern die Gerüchte um unausgereifte Machenschaften Obamas Ansehen nicht. Im Gegenteil beweisen sie seinen Unterstützern, dass er kein Weichling und gerissen genug ist, um die zu erwartenden Schmutzkampagnen republikanischer und demokratischer Kontrahenten zu überste-

hen. »Es gibt keinen besseren Ort, um den Kampf ohne Handschuhe zu lernen, als unsere Stadt«, schrieb die *Chicago Tribune*.

Mehr noch als auf Taktik und Durchsetzungsvermögen setzt Obamas Kampagne allerdings auf die Glaubwürdigkeit des Kandidaten. Obama wird, wie einst Bill Clinton, als Mann aus dem Volk präsentiert, der sich Distanz zur herrschenden Klasse bewahrt hat. Verglichen mit seinen Kontrahenten ist er tatsächlich so arm wie seine Nachbarn aus dem Ghetto von Chicago: Auf der Seite der Republikaner stehen elf ältere weiße Herren zur Wahl, die zusammen über Vermögen von mindestens einer halben Milliarde Dollar verfügen, und auch demokratische Kandidaten wie John Edwards und Hillary Clinton sind längst Multimillionäre. Obamas Berater Axelrod sagt: »Die Patrizier Kerry und Gore haben zwei Wahlen verloren, weil sie als reiche weiße Männer riefen: ›Wir mit euch gegen die da oben.‹ Es geht aber nicht nur um die Botschaft – sondern viel mehr um die Glaubwürdigkeit. Da ist Barack unschlagbar.«

Ein Wahlkampfauftritt an einem Vormittag Mitte Mai im Stadttheater von Trenton, New Jersey. Hinter der Bühne hängt ein Plakat mit Obamas Slogan »Yes. We. Can!«. Vor 1200 Zuhörern – schwarz, weiß, hispanisch, asiatisch – beantwortet der Kandidat Fragen aus dem Publikum, während der DJ den Disco-Klassiker *Ain't No Stoppin' Us Now* spielt. Obama sitzt im weißen Oberhemd auf einem Barhocker und redet in seiner gelassenen Art darüber, wie er den Krieg beenden will oder was er einer Frau rät, deren Familie kein Geld mehr hat, weil der Mann krank wurde. Ohne kitschig zu werden, variiert Obama ständig die Lautstärke seiner Stimme und den Rhythmus seiner Worte und langsam wird der Jubel zwischen den Sätzen lauter. Allein zwei junge Männer in grauen Anzügen schauen gelangweilt. Sie arbeiten für Obama und erleben deshalb jeden Tag frenetischen Jubel und Begeisterung wie auf einem Popkonzert.

Dann erhebt sich ein Mann, der sich als Bruder Roger Reese vorstellt: »Entschuldigen Sie meine Nervosität, Senator Obama, aber es passiert mir nicht oft, dass ich dem künftigen Präsidenten eine Frage stellen darf.« Jubel. Obama macht eine beschwichtigende Geste und fragt: »Glaubt ihr wirklich, dass ein Mann mit so einem seltsamen Namen Präsident werden kann?« Die 1200 rufen wie mit einer Stimme: »Yes. We. Can!«

LARS JENSEN

antwortet sie und bemerkt wie nebenbei, dass sie George W. Bush schon mal die Hand geschüttelt hat. »Er war sehr freundlich und hat mich in seinem Land willkommen geheißen.«

Mama Sarah macht sich nichts aus Politik. Neben Baracks Vater hat sie noch zwei weitere Kinder aufgezogen: Obamas Onkel Said, der zurückgezogen in Kisumu lebt und sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser hält, und Tante Razzia, die vor vielen Jahren mit ihrer Familie nach Nairobi gezogen ist. Die Kinder und die Arbeit waren Mama Sarahs Leben. Selbst hat sie nie eine Schule besucht. Seitdem ihre Kinder weggezogen sind, ist ihr nur noch die Arbeit geblieben.

Jeden Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, steht sie auf und füttert als Erstes ihre Hühner. Die vielen Jahre auf dem Feld haben ihren Rücken zwar gebeugt, aber das hält sie nicht davon ab, mit einer Hand bis weit hinter ihrer Schulter auszuholen und die Hacke tief in die Erde zu rammen. Rheuma? Gelenkschmerzen? Mama Sarah winkt ab. Das Ohr tue ihr seit ein paar Tagen weh, sonst gehe es ihr prima. Einmal die Woche packt sie auf einen kleinen Schubkarren zwei, drei Säcke Bohnen und Mais und schiebt die Früchte ihrer Arbeit mehr als zwei Kilometer zum Dorfmarkt. Viel Geld bringe das nicht ein, aber sie habe sich aus Geld nie etwas gemacht.

Im Dezember 2004, als Obama zum US-Senator gewählt wurde, veranstaltete man im Dorf ein großes Fest, viele Kühe und Hühner wurden dafür geschlachtet. Hunderte Menschen standen vor Mama Sarahs Haus Schlange und wollten ihr persönlich gratulieren. Ihr war der Rummel um ihre Person unangenehm. »Ich habe meinen Nachbarn gesagt, dass nicht ich US-Senator geworden bin, sondern Barack! Aber es hat nicht viel genützt.«

Seit Obama sich zu seinen afrikanischen Wurzeln bekannt hat, ist in ganz Kenia die Euphorie um den »verlorenen Sohn« groß – so nennt ihn Kenias wichtigste Tageszeitung *Daily Nation* –, und in Kogelo spricht man von gar nichts anderem mehr. Fast jeder Dorfbewohner gibt sich als ein Verwandter aus und manche haben aus diesem Grund schon ihre Nachnamen geändert. Aus »Omondi«, was so viel heißt wie »jener, der geboren wurde, als der Hahn krächte«, oder »Ogola« – »jener, der unter der Veranda zur Welt kam« – wurde »Obama«: »der mit der brennenden Lanze.«

>

Zur Familie Obama zu gehören ist in Kogelo offenbar unabdingbar geworden. Lacordia Onyango – »jene, die zwischen neun und zehn Uhr morgens geboren wurde, wenn die Sonne noch nicht sehr stark ist« – ist 15 Jahre alt und gibt sich als »Mama Sarahs Tochter« aus. »Ich wohne nur wenige Schritte von Mama Sarah entfernt und habe auch schon mal mit dem Senator gesprochen und ihn gefragt, was ich tun muss, um genauso zu werden wie er. Er hat mir gesagt, dass ich in der Schule immer mein Bestes geben soll. Falls Sie ihn sehen, richten Sie ihm bitte aus, dass ich mich sehr bemühe, ihn nicht zu enttäuschen.«

Ein anderer, der sich als Vertrauter der Obamas ausgibt, ist Francis Ochieng. Er versichert uns, ein guter Jugendfreund von Obamas Großvater Hussein gewesen zu sein. »Ich habe gehört, dass Barack Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika werden will. Falls es stimmt, würde ich ihm gern mitteilen, dass ich mir ein paar amerikanische Kekse wünsche. Sonst brauche ich nichts.« Auf dem Dorfmarkt stellt sich der 64-jährige John Odero als offizieller Fahrradreparateur von Mama Sarah vor, obwohl Mama Sarah gar kein Fahrrad besitzt. Am Tag repariert Odero im Schnitt 35 Fahrräder, sagt er. Das bringe ihm knapp 2000 Kenianische Schilling im Monat, umgerechnet rund 22 Euro. Sein gleichaltriger Freund Nelson Odhiambo, ein Grundschullehrer, sagt: »Die Obama-Manie ist in unserem Dorf 2004 ausgebrochen, nachdem »der Junge« den Einzug in den Senat geschafft

hatte. Seitdem nennen die Menschen ihre Kinder, aber auch ihre Hühner, Kühe und Ziegen Obama. Eine Biersorte namens »Senator« wurde kurzerhand zu »Obamas Bier« umbenannt. Von einigen Bewohnern wurde bei der Provinzregierung vor Kurzem sogar der Bau eines kleinen Flughafens gefordert, um für den erhofften Massenansturm der Touristen gewappnet zu sein, falls Obama Präsident werden sollte.«

Nelson tippt sich an die Stirn. »Wir leben in einem sehr armen Dorf, kaum einer verfügt über eine ordentliche Schulbildung. Der durchschnittliche Verdienst liegt selten über 20 Dollar pro Monat. Viele sehen in Obama deshalb eine Art Erlöser. Dabei begreifen sie nicht einmal, wie man ein Kondom richtig benutzt. Aids ist immer noch unser größtes Problem. Die Seuche drückt die Lebenserwartung eines Menschen in Kogelo und den benachbarten Dörfern auf unter 41 Jahre.«

Barack Obama war seit 1983 mehrere Male in Kogelo zu Besuch. Das letzte Mal im August 2006. Es war ein offizieller Staatsbesuch auf Einladung der kenianischen Regierung. Die Dorfschule erhielt damals den Namen »Senator Obama Secondary School«. Obama wurde wie ein Messias empfangen. Alle jubelten ihm zu und jeder wollte ihm die Hand schütteln – als wäre er schon längst US-Präsident.

»Wir versuchen seinem Namen alle Ehre zu machen«, meint Yuanita A Obiero, die 47-jährige Rektorin der Schule. Es genügt

jedoch ein starker Regen, um die Klassenzimmer in einen Sumpf zu verwandeln. Das Chemielabor, das vom Senator eingeweiht wurde, ist noch nicht benutzbar, und die Bibliothek, in der sich die paar Dutzend Bücher auf grauem Zementboden stapeln, auch nicht. Aber in ihren Träumen sind die Schüler längst in Amerika. Sie träumen davon, Anwälte in Chicago, Rechtsprofessoren in Harvard oder auch Senator von Illinois zu werden und manchmal sogar Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

Mama Sarah hat sich nie gewünscht, Kogelo zu verlassen. Sie wurde in diesem Dorf geboren, und »wenn Gott es gut mit mir meint, werde ich auch hier sterben«. Natürlich hofft sie, nach den Wahlen den ersten afroamerikanischen Präsidenten Amerikas umarmen zu können. Aber sie kennt den Namen Hillary Clinton nicht, und auch vom möglichen Kandidaten der Republikanischen Partei, Rudolph Giuliani, hat Mama Sarah noch nie etwas gehört. Ihr ist nur eines wichtig: »Ich habe Barack gesagt, dass er sich nicht um uns sorgen soll. Es gibt Menschen, die seine Hilfe nötiger haben. Er soll nur nie vergessen, wo er herkommt.«

Mama Sarah wird die Wahlen zur amerikanischen Präsidentschaft nicht vor dem Fernseher oder einem Radio verfolgen – beides besitzt sie nicht. Sie wird wie bei Obamas Wahl zum Senator darauf warten, dass irgendein Bekannter in Kogelo vorbeikommt und erzählt, wie die Wahl ausgegangen ist. —



Links: Ronny Odhiambo, 9, besucht die »Senator Obama Secondary School« in Kogelo. Er träumt davon, wie sein Vorbild Barack Obama in Harvard Jura zu studieren.

Rechts: Auch mit 82 Jahren pflanzt Großmutter Obama noch eigenhändig Bohnen und Mais auf ihrem Feld.

